

Laudatio für Annette Kuhn – Ehrung durch die Gerda-Weiler-Stiftung e.V.

am 3. Dezember 2016 in Bonn

Uta C. Schmidt

Als Gudrun Nositschka an mich die Frage herantrug, ob ich anlässlich der Verleihung des Marga-Mayer-Preises eine Laudatio für Annette Kuhn halten könnte, habe ich gerne zugesagt: sah ich doch so eine Möglichkeit, ihr im festlichen Rahmen für viele Bildungsimpulse zu danken. Doch dann kamen Bedenken: Ich, die katholische Arbeitertochter aus dem Gewerkschaftsmilieu des Ruhrgebiet soll eine ehrende Rede halten über eine amerikanisch sozialisierte, von den Nationalsozialisten vertriebene, remigrierte Professorin aus bildungsbürgerlich-jüdischer Familie, die mit ihrem Vater griechische Texte las, mit Philosophen wie Gadamer, Theologen wie Romano Guardini und Helmut Gollwitzer oder Schriftstellerinnen wie Richarda Huch verkehrte? Und doch: Gerade in unserer Personen- und Generationenkonstellation zeigt sich ein Teil des bildungspolitischen Aufbruchs der bundesrepublikanischen 1960er Jahre, den Annette Kuhn für den Bereich der Geschichtswissenschaft maßgeblich mit vorangetrieben hat.

Ich verstehe mich als ihre Schülerin, obwohl ich kein einziges qualifikationsrelevantes Seminar bei ihr besucht habe, früher sagte man: Ich habe keine Scheine bei ihr gemacht. Stattdessen kam ich aufgrund einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu ihr. Mein Bochumer Professor Jörn Rösen leitete mich als frauenbewegte Studentin an die Kollegin weiter, in der Hoffnung, sie würde sich als Frau schon um weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs kümmern. Annette Kuhn ermöglichte mir 1988 eine Veröffentlichung in der soeben gegründeten Zeitschrift „Geschichte Lernen“ zu der französischen Schriftstellerin Christine de

Pizan und der Frage: „Hatten Frauen eine Renaissance“? Was ich erst viel später realisierte: Sie setzte mich damals zu einer der spannendsten internationalen Diskussionen der Zeit in Beziehung, nämlich der Frage nach den Maßstäben historischer Periodisierungen. Die französische Schriftstellerin Christine de Pizan, 1364 in Venedig geboren und nach 1429, vermutlich in Poissy, gestorben, hat Annette Kuhn und mich in ihre Kunst historischer Forschung und in die Methode der Antiphrasierung eingeführt. Als Geschichtstheoretikerin öffnete Christine de Pizan uns den Blick für „das matriachale Muster, das Frauen in die Spirale der Zeit eingewebt haben“: Annette Kuhn wird später die Spirale als Orientierungsprinzip ihrer Geschichtsschreibung exponieren, um vom Bewusstsein der Frauen seit der Frühgeschichte und von ihren Fähigkeiten erzählen zu können, „im historischen Verlauf immer wieder neue Beziehungen herzustellen und aus ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen theoretische Schlüsse zu ziehen.“¹

Eine Befassung mit Annette Kuhns Lebensweg und ihren Arbeiten führt geradewegs hinein in die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts: Annette Kuhn wurde Teil der westdeutschen Suchbewegungen, „dass Auschwitz nicht noch einmal sei“. Als Cantus Firmus ihrer Forschungs- und Vermittlungstätigkeiten lässt sich deshalb die Frage ausmachen: „Was hat die europäische Geschichte der Demokratie mit Geschlechterdemokratie und mit dem deutschen Faschismus zu tun?“

Als sie nach dem Studium der Geschichte, Germanistik, Anglistik und Philosophie im Jahre 1966 den Ruf an die Pädagogische Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, für Geschichte und ihre Didaktik annahm, war sie mit 30 Jahren die jüngste Professorin in der Bundesrepublik, als der Frauenanteil unter deutschen Ordinarien - zumal in Geschichte - sich in homöopathischen Größenordnungen bewegte.

¹ Kuhn, Historia, S. 12.

Geschichtsunterricht und politische Bildung begannen nach dem Ende der Nachkriegszeit mit Einübungen in formale Demokratie. Doch in den 1960er Jahren ging es um Wege zu einer lebendigen gelebten Demokratie. Annette Kuhns richtungsweisende „Einführung in die Geschichtsdidaktik“ erschien 1974 zu einem Zeitpunkt, als die Bundesländer über Rahmenrichtlinien Schulreformen einleiteten. Sie setzte sich darin von einer positivistischen Geschichte als Meistererzählung der Nation ab und bezog Geschichte als kritische Analyse von Handlungs- und Motivationszusammenhängen auf die Entstehungsgeschichte jeweiliger Gegenwart: Nicht Diplomatie- und Herrschergeschichte, nicht Geschichte der großen Persönlichkeiten, sondern Geschichte der sozialen Veränderungen, der Erfolge und Misserfolge der Demokratisierung, der Sozialisierung und der Emanzipationsbewegungen sollten Unterrichtsgegenstände sein. In dieser Konzeption hörte Geschichte auf, eine Ansammlung von „objektiven“ Tatsachen zu sein: Sie strukturierte sich sozialwissenschaftlich und erkenntniskritisch als Befassung mit der Vergangenheit auf Grundlage einer kritischen Gegenwartsanalyse und realutopischer Vorgriffe auf gesellschaftliche und individuelle Ermöglichung von „Mit- und Selbstbestimmung“.

Annette Kuhn hat mehrfach darauf hingewiesen, dass Feminismus und Frauengeschichte nicht als logische, lineare Konsequenz aus ihrer Geschichtsdidaktik hervorgingen, die ja „Emanzipation“ ins Zentrum stellte. Es war das Interesse ihrer Studentinnen und Studenten, mehr über Frauen im Nationalsozialismus wissen zu wollen. Seit Ende der 1960-er Jahre machte sie sich deshalb auf, frauengeschichtliche Inhalte in ihre Lehrveranstaltungen zu implementieren.

Wissenschaftsgeschichtlich steht fest: Die Geschichte der Akademisierung und Professionalisierung von Frauengeschichte wurde zu einem nicht unerheblichen Teil von Annette Kuhn an der Universität Bonn geschrieben, die – vor allem in der historischen Fakultät – als national-konservativ und christlich-katholisch galt.

Annette Kuhn war der versammelten Mannschaft der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gleich doppelt ein Dorn im Auge: einmal, weil sie sich bei der bildungspolitisch veranlassten Integration der Pädagogischen Hochschule in die Universität nicht auf eine untergeordnete Rolle als „Lehramtsausbildnerin“ festschreiben lassen wollte, dann, weil sie sich für die Anerkennung von frauengeschichtlichen Themen in Studien- und Prüfungsordnungen einsetzte. Die Auseinandersetzungen zwischen der Professorin und der Universität wurden sogar zur Kabinettsache im nordrhein-westfälischen Ministerium. Die sozialdemokratische Ministerin Anke Brunn veranlasste im Sinne der landespolitisch gewollten Öffnung für die Innovationspotentiale von Frauenforschung gegen die Universität eine Umwidmung des Kuhn-Lehrstuhls an der PH in „Didaktik der Geschichte, mittlere und neue Geschichte, sowie Frauengeschichte“. So konnte er im Stellenplan der Universität Bonn gehalten werden. Diese Einrichtung des Lehrgebiets Frauengeschichte gilt als Start des von Anke Brunn forcierten und bis heute aktiven Förderinstruments „Netzwerk Frauenforschung NRW“. Mit der erstmaligen Bezeichnung eines deutschen Geschichtslehrstuhls als „Frauengeschichte“ begann expressis verbis eine neue Ära in der Geschichte der Geschichtswissenschaften, denn diese Formulierung brach mit der Vorstellung einer bis dahin unhinterfragten Universal - Geschichte.

1985 fand in Bonn das „Historikerinnen-Treffen“ statt. Dass dieses Ereignis an der Universität in Bonn stattfand, war kein Zufall. Annette Kuhn hatte auf Wunsch ihrer

Studierenden das Historikerinnen - Treffen nach Bonn geholt, weil sie über eine institutionelle Ausstattung und einen motivierten MitarbeiterInnenstab verfügte. Innerhalb und außerhalb der Akademie ließen sich mit diesem öffentlichkeitswirksamen Treffen die Erkenntnismöglichkeiten von Frauengeschichte für die Wissenschaft und die Bewegung gleichermaßen sichtbar machen. Die Anmeldungen bewegten sich im 600ter Bereich. Ich erinnere mich noch an die angespannte Atmosphäre bei einer Diskussion im großen Hörsaal des Schlosses. Ich war in einem Raum Teil eines Spiels, das ich nicht blickte. So etwas kann ich ganz schlecht ertragen! Das hat mich bis heute so geprägt, dass ich begann, mich für Wissens- und Wissenschaftsgeschichte zu interessieren. Es ging dabei um Professionalisierung und Akademisierung, um Abgrenzungen zwischen Frauenbewegung und Frauengeschichte, zwischen Frauengeschichte und Geschlechtergeschichte. Der Preis der Akademisierung, so meine These, wurde mit der Diskreditierung von Frauengeschichte bezahlt. Darauf hat auch Annette Kuhn mehrfach hingewiesen. Das Credo lautete, Frauengeschichte müsse über eine Beziehungskategorie wie „Geschlecht“ zur Geschlechtergeschichte weiter entwickelt werden. „Geschlechtergeschichte“ - so betonte hingegen Annette Kuhn - sei ein Angebot, die deutungsmächtige Gesellschaftsgeschichte durchaus erkenntnisreich zu erweitern, ohne sie durch die Berücksichtigung weiblicher Lebens - und Arbeitserfahrungen in ihren kategorialen Grundlagen zu verändern. Sie hielt konzeptionell an den spezifischen, erkenntniskritischen und innovativen Impulsen der Frauengeschichte fest. Sie lehrte uns, dass der Maßstab zur Beurteilung der Frauengeschichte ihre Kritikfähigkeit gegenüber den patriarchalen Verschleierungen unserer historischen Sichtweise bleiben müsse. In ihrer bisherigen Ausgestaltung füge sich jedoch die Geschlechtergeschichte in die uns vertraute ideologische Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft.

Über diese Politiken der Grenzziehungen und der Konstruktion von „Insidern“ und „Außenseitern“ wurde ausgefochten, welche Themen und Herangehensweisen in der Bundesrepublik das Feld der wissenschaftlichen Frauengeschichte repräsentieren sollten. Zunehmend wurde ein negatives Bild von Frauengeschichte, die Annette Kuhn geradezu verkörperte, gezeichnet, die nur additiv und kompensatorisch verfahren und unfähig sei, Geschichte als Beziehungsgefüge zu begreifen. Doch schaut man sich frühe Texte der deutschen Frauengeschichte an, dann formulierten sie immer auch Geschlecht als soziale und historische Kategorie. Es ging um *Geschlechterbeziehungen* und *Geschlechterordnungen*.

Später, als Redakteurin der Zeitschrift *metis*, die von Annette Kuhn gegründet worden war, konnte ich noch einmal diesem Prozess der Grenzziehung und Abdrängung beiwohnen: als wir nämlich den Untertitel der Zeitschrift diskutierten und die feministische Praxis fallen ließen: Die „Zeitschrift für historische Frauenforschung und feministische Praxis“ hieß ab dem Jahre 2000: „Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung“. Nun war der Bezug zur Frauenbewegung endgültig aufgegeben. Die Spätfolgen dieser Grenzpolitik lassen sich heute noch studieren, wenn Studierende der „Gender and Diversity Studies“ unhistorisch Vielheit und Geschlecht als ökonomische Ressource für Organisationsentwicklung kennenlernen.

Historia

Im Jahre 2010 legte Annette Kuhn mit „Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit“ das hier sicherlich bekannte Opus magnum vor, eine Weltgeschichte, in dem sie all ihre Erkenntnisse aus fünfzig Jahren Nachdenkens über Frauen in der Geschichte, Frauengeschichte und Geschlechtergeschichte zusammenführte. Sie entwickelt in „Historia“ eine Genealogie weiblichen Bewusstseins, eine alternative Konstruktion von Raum und Zeit, in dem sie weit in vorschriftliche Kulturen

zurückgeht und antike wie biblische Schöpfungs- und Ursprungsmythen gegen den Strich interpretiert, um Ablagerungen weiblicher Erfahrungswelten sichtbar zu machen. Sie orientiert sich dazu am erkenntniskritischen Prinzip des „doppelten Blicks“ auf Geschichte, das sie von der amerikanischen Historikerin Joan Kelly übernahm.

Das Narrativ der Kuhn'schen Weltgeschichte ist nicht linear, sondern zyklisch organisiert. Die Chronologie wird jedoch als Orientierungsprinzip nicht aufgelöst, sie wird entgrenzt, um Zusammenhänge sichtbar zu machen. Als Quellenbasis dient ein überbordender Fundus an bildlichen Zeugnissen. Dabei fungieren die Bildzeugnisse als eigenständige, vielschichtige Quellen von Erkenntnis, sie sind alles andere als schulbuchartige Illustrationen.

Annette Kuhn schreibt sich als eigensinnige Fragerin in diesen Text ein. Sie distanziert sich von der Rolle einer allwissenden Historikerin, die eine in sich geschlossene Meistererzählung vorlegt. Stattdessen bleibt sie auch in ihrer Weltgeschichte die Geschichtstheoretikerin und -didaktikerin, die kommenden Generationen ein Buch voller Überraschungen und schwieriger Fragen übergibt. Antworten auf die von ihr gestellten Fragen müssen wir jedoch selber finden. Ganz am Ende gibt sie einen kleinen Hinweis: „Halte Dich fest am roten Faden der Liebe“ - „Liebe“ hier in der Tradition des Paulus - Wortes „Und hättet ihr die Liebe nicht“ - verstanden als eine Erkenntnis erschließende Kategorie im historischen, feministischen Lern-, Forschungs- und Bewegungsprozess, als eine historische Bewegungskategorie.

Ich habe zunächst als wissenschaftliche Hilfskraft, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin, zudem als Redakteurin der von ihr gegründeten Zeitschrift metis und als Redakteurin des „Politeia-Kalenders“ für und mit Annette Kuhn gearbeitet.

Bei ihren zahlreichen Ausstellungsprojekten lernten wir, Wissen in verständlicher Sprache auszudrücken, wir lernten Teamarbeit, Text- und Bildredaktion, Korrekturlesen, Ausstellungsaufbau, das gewissenhafte Anfertigen von Literatur-, Namens- und Nachweisregistern sowie das Einhalten von Zeitplänen. Annette Kuhn war eine kompromisslose Lehrerin, wenn es darum ging, komplexe geschichtswissenschaftliche Inhalte so didaktisch zu komprimieren, dass sich auf 1.500 Zeichen historisches Lernen entfalten konnte! Diese Fertigkeit hilft mir noch heute ganz praktisch, jeden Tag.

Doch sind es die inhaltlichen Impulse, die von Annette Kuhn ausgehen, und die wir bewahren müssen. So hilft ihr zyklisches Geschichtsverständnis, die Kategorisierung in "Alte" und "Neue" Frauenbewegung zu überwinden. Es zwingt auch, auf dualistische Erzählweisen zu verzichten. Ihr „doppelter Blick“ verlangt, hinter scheinbar gesichertem Wissen, die Praktiken seiner Legitimierung und Destabilisierung mit zu denken.

In Zeiten feministischer Suchbewegungen und gefährlichem Antigenderismus sollten wir Annette Kuhns Unterscheidung zwischen „feministischem Bewusstsein“ und „feministischem Geschichtsbewusstsein“ Praxis werden lassen: Sie schrieb: „Im feministischen Bewusstsein werden die eigenen Erfahrungen immer wieder als neu, ohne Muster, ohne historisches Vorbild erlebt.“ Um zu einem feministischen Bewusstseins vorzudringen, müsse man ein feministisches Geschichtsbewusstsein erarbeiten, das die an Heteronormativität orientierte Historiografie mit ihrer Definitionsmacht, Normsetzung und den Mechanismen der Nichtbeachtung hinterfragt und eigene feministische Zusammenhänge neu kontextualisiert. Hätte sich dies im Prozess der Akademisierung durchgesetzt, so gäbe es in den

bundesdeutschen aktuellen Gender Studies nicht diese – wie ich finde – unerträgliche Geschichtsblindheit.

Während das Gender-Mainstreaming als Querschnittsaufgabe politisch implementiert wurde, vertrat die Muttersprachlerin Annette Kuhn ein „Gendering the Mainstream“ als historische Radikalkritik in der Tradition frauengeschichtlicher Forschung.

Dazu ein Beispiel: In diesem Sommer erzählte ich auf einem Jugendmediencamp in Niedersachsen über die Bedeutung, die das Wissen um Geschlechterordnungen für die alltägliche Medienpraxis haben kann. Es entwickelte sich sofort eine praxisnahe erhitze Diskussion über die Forderung des Gender-Mainstreaming, alle Texte „gendern“ zu müssen, selbst, wenn es sich um Texte zum Männerfußball in der 1. Liga handelt, schließlich habe man das in der Satzung des Jugendmedienverbandes politisch verankert. Auf die Frage, was habe man verankert, hieß es, das „gendern“. Ja, was denn „gendern“ hieße und ob der Formalismus nicht vielleicht das gesellschaftliche Problem, das sich dahinter verbirgt, mehr verdecke, als dass er dieses löse, schließlich ginge es doch um „geschlechtergerechte Sprache,“ erwiderte ich. So ein wenig hatte ich die Befürchtung, dass der Formalismus es Dank der performativen Kraft des modernen „Denglisch“ besonders leicht hatte, weil er neudeutsch Verständlichkeit suggeriert, aber komplexe historische Zusammenhänge kappt. Mir fiel Annette Kuhns Standardbeispiel ein - das Allgemeine Wahlrecht. Ein Text zum „Allgemeinen Wahlrecht“ in Preußen vor 1919 unter Anwendung dieser formalen Regel wäre schlichtweg falsch. Man müsse sich schon Mühe machen nach sprachlich adäquaten Formulierungen. Und überhaupt. Es ginge hier nicht um „gendern“ sondern um Fragen der Geschlechterdemokratie. Und dann diskutierten wir intensiv, was denn die Forderung nach sprachlicher Sichtbarkeit mit Demokratie zu tun hat, schließlich haben wir doch das Grundgesetz.

Nie war es wichtiger als heute, sich an Annette Kuhns Unterscheidung zwischen „feministischem Bewusstsein“ und „feministischem Geschichtsbewusstsein“ zu orientieren. Beide gehören untrennbar zusammen und verweisen aufeinander: „Im feministischen Bewusstsein werden die eigenen Erfahrungen immer wieder als neu, ohne Muster, ohne historisches Vorbild erlebt.“ So erlebten es auch die jungen Frauen (und Männer) im Jugendmediencamp. Um zu einem feministischen Bewusstseins vorzudringen, müssen wir ein feministisches Geschichtsbewusstsein erarbeiten, das die Geschichtsschreibung mit ihrer Deutungsmacht, Normsetzung und den Mechanismen der Nichtbeachtung hinterfragt und eigene feministische Erfahrungen und Zusammenhänge immer wieder neu kontextualisiert.

„Gender-Mainstreaming“ hat – so Annette Kuhn im letzten Heft der Zeitschrift *metis* – aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechtergeschichte als einer akademischen Disziplin eine lange, widersprüchliche und auf lange Sicht negative Geschichte. „Gendering the Mainstream“ wird bei ihr hingegen zum Gradmesser für das eigene historische Bewusstsein. „Lassen wir die eigene einschlägige Erfahrungsgeschichte bei diesem Projekt außer Acht“, so kehrt sich dieses – und Annette Kuhn erinnert daran – „*von Frauen initiierte Projekt*“ in sein Gegenteil.

Heutige Studierendengenerationen wissen schon nicht mehr, unter welchen Bedingungen sich Frauen-, Geschlechter- und Genderforschung überhaupt in der heutigen Form etablieren konnten. Sie argumentieren kritisch und vehement mit Judith Butler, dass die Frauen- und Geschlechterforschung die Heteronormativität unserer Sinn- und Deutungskultur nur weiterschrieb. Die Konstruktion von „sex“ und „gender“ sei weiterhin binär und polar als Geschlechterordnung zwischen „Mann“ und „Frau“ diskursiv konstruiert. In dieser, wieder einmal vehement geführten Debatte, die heute viele Feministinnen der politischen Generation „um 68“ als beleidigend

erleben, weil sie dafür gekämpft haben „Geschlecht“ als sozialer und historischer Kategorie überhaupt gesellschaftlich und akademisch Anerkennung zu verschaffen, hilft es, sich am utopischen Charakter von Annette Kuhns zyklischem Geschichtsprinzip zu stärken, nach der Erfahrung und Vernunft von Frauen nie gänzlich ausgelöscht werden. Sie sind als Ablagerungen stets präsent. Sie lassen sich wieder aufrufen, freilegen, aktualisieren und mit eigenen Erfahrungen zu neuen feministischen Schlüssen verknüpfen. Packen wir es an.

Danke Annette Kuhn.